

Tade Thompson

WILD CARD

Thriller

SUHRKAMP

Urlaub. Aufstand. Bürgerkrieg.
Willkommen in Weston Kogis Welt ...

suhrkamp taschenbuch 5151

Kleine Flunkerei, große Wirkung: Weston Kogi kommt nach langen Jahren in England zur Beerdigung seiner Tante nach Alcatraz, Westafrika, zurück und macht den Fehler, sich ein bisschen aufzuspielen und die Leute glauben zu lassen, er sei in London ein Police Detective. Ist er aber nicht, nur Wachmann in einem Einkaufszentrum. Er wird von zwei rivalisierenden Rebbellengruppen mehr oder weniger gezwungen, den Mord an einem Konsenspolitiker aufzuklären bzw. der jeweils anderen Rebbellengruppe anzuhängen. Zu allem Überfluss mischt sich auch noch der brutale Geheimdienst der korrupten Regierung ein. Und Kogi muss nun sehen, wie er alle gegeneinander ausspielt und einigermaßen heil aus der Nummer herauskommt ...

Tade Thompson ist Yoruba, in London geboren, in Nigeria aufgewachsen und wieder nach England zurückgekehrt, um dort Medizin und Sozialanthropologie zu studieren. Er lebt an der englischen Südküste. Für seine Science-Fiction-Romane wurde er mehrfach ausgezeichnet, zuletzt mit dem renommierten Arthur C. Clarke Award (2019).

Tade Thompson
WILD CARD

Thriller

Aus dem Englischen von

Karl-Heinz Ebnet

Herausgegeben von

Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
Making Wolf
bei Constable, einem Imprint von Little, Brown Book Group.

Erste Auflage 2021
suhrkamp taschenbuch 5151
Deutsche Erstausgabe
© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2021
Copyright © Tade Thompson, 2020
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München,
nach einem Entwurf von Charlotte Stroomer,
LBBG (Little, Brown Book Group).
Umschlagfoto: Alexander Rath/EyeEm/Getty Images
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47151-7

WILD CARD

1 Die Lady neben mir, die auf dem siebenstündigen Flug drei Hochglanzmagazine gelesen und die ich vergeblich in ein Gespräch zu verwickeln versucht hatte, stieß mich mit dem Ellbogen an und schob ihren Kiefer in Richtung meines Drinks.

»Wenn Sie den nicht austrinken, wird er Ihnen weggenommen«, sagte sie.

Bevor ich irgendwas erwidern konnte, hatte sie sich schon wieder ihrem Artikel zugewandt. Keine Minute später räumte das Bordpersonal meinen Drink ab.

Fliegen. Das war noch nie so meine Sache gewesen. Bei jedem Landeanflug aus zehntausend Metern Höhe schloss ich einen Pakt mit Gott. Jetzt war es nicht anders. Ich hatte den Sicherheitsgurt festgezurt, das Tischchen eingeklappt, die Bordbroschüren verstaut, die Rückenlehne senkrecht gestellt und klammerte mich an die Armlehnen. Ansagen wurden nicht bekanntgegeben, sondern direkt in meinen Kopf gebeamt. Mir brach der Schweiß aus, das Fahrwerk krachte auf die Rollbahn, und meine Tante war tot.

Ich hielt die Luft an, bis die Maschine, nun auf festem Boden, irgendwohin ausrollte. Draußen war es dunkel, das Terminal strahlte wie ein Leuchtturm. Die anderen Passagiere lösten die Sicherheitsgurte und schalteten ihre Handys an, bevor das Flugzeug zum Stehen kam. Ich wartete, bis das Anschallzeichen erlosch und das Bordpersonal das Okay gab.

Willkommen auf dem Alcacia International Airport in Ede.

Niemand hieß einen in Ede City willkommen; man wurde lediglich darüber in Kenntnis gesetzt, dass man gelandet war, dann musste man selbst sehen, wie man zurechtkam oder unterging. Keiner war zum Spaß hier; nach Alcacia reiste nur, wer musste. So wie Abgeordnete der UN-Friedensmissionen. Wie UNESCO-Vertreter. So wie ich.

Der Beamte an der Passkontrolle verlangte zwanzig US-Dollar, die zusammengefaltet in die Seite mit dem Foto gesteckt wurden. Er ließ die Scheine mit vollendeter Fingerfertigkeit verschwinden. Es war erschreckend und beruhigend zugleich, zu sehen, dass sich in Alcacia nichts verändert hatte.

Wie im Tran zum Gepäckförderband. Was neue Ängste weckte, die aber unbegründet waren. Ich barg mein Gepäck. Der Flughafen erschien mir sauberer, als ich ihn in Erinnerung hatte, mehr Uniformen waren zu sehen. Ich blieb unbehelligt, bis ich zum Zoll kam, wo phlegmatische Beamte es für nötig hielten, meine Sachen zu durchsuchen. Sie fanden nichts, sahen mich trotzdem mit ihrem Mona-Lisa-Lächeln erwartungsvoll an. Für jeden zwanzig US-Dollar, zwanzig mehr, als ich für diesen Teil der Reise eingeplant hatte. Die letzten Reste meines inneren Friedens verflüchtigten sich allmählich.

Der Ankunftsbereich brodelte vor Menschen, Hitze, hartnäckiger Verbissenheit. Gewoge und Gewimmel an den Absperrungen. Leute reckten die Hälsen, um ihre Liebsten zu entdecken, einige hielten Schilder hoch; die meisten schoben und drängelten nur. Mit Ausnahme einiger weniger Südasiaten waren die Gesichter schwarz.

Keiner lächelte. Ich stürzte mich in die Menge und kämpfte mich zum Taxistand durch. Benutzte mein eingestostetes Yoruba, das seltsam klang, sogar für mich. Ich brauchte mehr Übung, ein paar Tage vielleicht, nur würde ich nicht lange genug bleiben, um es merklich verbessern zu können. Ein schweigsamer, sicherer Fahrer. Dunkle, windstille Nacht, keine Sterne, dafür reichlich Neon. Straßenlaternen säumten die ersten Kilometer nach dem Airport, dann gab es größere Lücken, schließlich hörten sie ganz auf. Ein appetitlicher Geruch lag im Taxi, den ich keinem bestimmten Gericht zuordnen konnte. Die Klimaanlage funktionierte, dankbar löste ich die obersten beiden Hemdknöpfe.

Das Taxi ließ mich am Ede Marriott raus. Die Frauen, die draußen herumlungerten, waren keine Gäste. Nur ihr Lächeln kostete nichts. Ich checkte ein und gab dem Hotelpagen ein Trinkgeld. Sobald er die Tür hinter sich geschlossen hatte, zog ich mich aus und machte die Dusche an. Sie funktionierte nicht. Ich drehte den Wasserhahn auf, der funktionierte, füllte die Badewanne und ließ mich ins kalte Wasser gleiten.

Fünfzehn Jahre war es her, dass ich das letzte Mal am Alcatraz International Airport gewesen war. Damals waren die Passagiere mit ihren Koffern und Rucksäcken über die Rollbahn zum Flugzeug gehetzt. Es hatte eine Flugbrücke gegeben, die aber nicht richtig angedockt wurde, weshalb drei Passagiere in den Tod gestürzt und unzählige andere verletzt worden waren. In sich verdreht, blutüberströmt, verstümmelt lagen sie auf dem Asphalt, als ich mein Gepäck an ihnen vorbeirollte.

Damals waren hinter den Terminals Schüsse zu hören gewesen, die schlängelnde Rauchspur eines RPG-Geschosses beschrieb einen Bogen, der den Sendemast nur knapp verfehlte und in den Trümmern eines Dachabschnitts einschlug.

Ich erinnere mich, dass ich auf dem Weg zum Flugzeug, das aussah, als würde es sich jeden Moment in Startposition begeben, eine meiner Taschen verlor. Es hätte mich nicht überrascht, wenn sich die Piloten mit einem Drittel ihrer Passagiere auf und davon gemacht hätten. Immer wieder blickte ich zurück, obwohl ich wusste, dass ich meine Tante im Terminal nicht mehr sehen konnte. Ich machte mir Sorgen. Eine Frau, die keine Angst hatte, aber nicht wusste, wie sie auf sich aufpassen sollte. Mit Aberhundert Menschen stand sie vor dem Flughafen und versuchte sich vor der blutigen Revolution zu schützen, die durch Ede schwappte.

Wochenlang hatte es Studentenunruhen gegeben. Meine Tante hatte genug Geld gespart, um mir ein Ticket nach London, England, zu besorgen. Im Jahr zuvor hatte sie meine Schwester fortgeschickt. Alle hatten Angst während der heftigen Straßenschlachten, die sich die Jugendlichen mit der Polizei lieferten und dabei die Stadt in Schutt und Asche legten. Es gab Gerüchte, denen zufolge Menschen Leichen aßen, immer aber waren es Freunde oder entfernte Verwandte, die davon gehört haben wollten. Der Exodus aus der Stadt beschleunigte sich, Menschen kämpften um die begehrten Plätze auf Lastwagen, in Bussen, Güterwaggons.

Die Studierenden demonstrierten, weil die Militär-

regierung Wahlen versprochen und die Registrierung von politischen Parteien angeregt, anschließend die Top-Leute aller Parteien zu einer Konferenz eingeladen hatte, bei der das Konferenzgebäude ganz zufällig wegen einer »defekten Gasleitung« in die Luft geflogen war, so dass bis auf acht Teilnehmer alle ums Leben kamen. Daraufhin wurde die Wahl bis auf Weiteres abgesagt – Grund und Anlass für den Zorn und die Radikalisierung der Unistudenten.

Meine Tante schien überhaupt nicht beunruhigt. Sie wies mich nur an, den Pass an sicherer Stelle aufzubewahren und meine Bücher zu packen. Um fünf Uhr am Morgen machten wir uns auf den Weg. Ich trug zwei Kleiderschichten. Wir sahen aus wie Plünderer.

»Wenn du am Flughafen bist, ziehst du die äußere Schicht aus«, sagte sie. »Igba yen ni wa wa da bi eniyan pada.« Dann siehst du wieder wie ein Mensch aus.

»Ja, Ma'am«, sagte ich.

Wir stiegen in ihren VW Käfer Baujahr '80 und fuhren mit dem von ihr gehorteten letzten Rest Benzin zum Flughafen. Sogar in den frühen Morgenstunden kamen wir an vier Studenten vorbei, die einen bewusstlos auf der Straße liegenden Polizisten verprügelten. Sie trampelten auf ihm herum, achtlos sickerte das Blut auf den Teer.

Trommelschläge, unterbrochen von Schüssen und Explosionen. An jeder Straßenecke brennende Autos. Durch das alles steuerte meine Tante. Als wir auf der Straße zum Flughafen in einen Stau gerieten, stellte sie den Motor ab und stieg aus. Wir gingen zu Fuß wei-

ter. Schoben uns durch die Menge, ich hielt mein Ticket hoch über den Kopf. Sie drängelte und bestach sich den Weg frei. Ohne Ticket kam keiner ins Terminal, also ließ ich sie, gegen die Glasscheibe gepresst, zurück. Tränen traten mir in die Augen. Die Menge drängte sich gegen sie, außerdem bestand die Gefahr, dass die Gewalt noch zunahm. Ich winkte. Sie sagte etwas, was ich nicht verstehen konnte und was nicht besonders freundlich aussah.

Beim Check-in wurde ich durchsucht, mein Rektum wurde auf Drogen abgetastet. Man röntgte mich auf verschluckte Gegenstände. Es folgte eine kurze Befragung. Ich hatte Bestechungsgeld bei mir, aufgeteilt in Hunderterpacken einheimischer Dollar, die alle aufgebracht waren, bis ich zur Fluggastbrücke kam. Als die Brücke wegbrach, floh ich vor den Schreien der Verletzten und folgte der Menge, die einen anderen Weg zum Flugzeug suchte.

In den Duty-Free-Shops kam es zu Explosionen und Bränden, die schnell erstickt wurden. Die Aufständischen hatten den Taxistand erreicht, wo sie mit Raketenwerfern auf die wichtigsten Abschnitte des Terminals feuern konnten. Rauch brannte mir in der Lunge auf dem unendlichen Weg zum Flugzeug. Es sah viel zu winzig aus für die vielen Leute, die mit ihren Boardingpässen winkten, von denen die meisten gefälscht waren. Ich kannte meine Landsleute.

Schließlich das Hinaufkrabbeln auf der aufblasbaren Notrutsche – ja, man konnte sich darauf auch in die umgekehrte Richtung als vorgesehen bewegen. Wir hangelten uns hinauf wie die Teilnehmer einer japanischen

Gameshow. Ich krallte mich ins Plastik, rutschte weg, fing mich, machte weiter und erreichte den Gipfel. Nach mir schafften es nur noch zwei weitere, bevor die Flugbegleiter »Sorry« sagten und die Türen schlossen.

Die Maschine setzte sich in Bewegung, ich blickte aus dem Fenster und sah Leute die Scheiben des Terminalgebäudes einschlagen. Ich konnte nur hoffen, dass meine Tante durch die Menschenmenge wieder sicher nach Hause gekommen war.

Die Flugzeugtriebwerke heulten auf. Ich wurde in den Sitz gepresst, die Maschine hob ab, und ich hatte einen Blick über die Stadt. An vielen Stellen Rauch. Dort unten starben Menschen, ich aber war in Sicherheit. Nana war ebenfalls dort unten. Meine Freundin. Ihre Eltern waren mit ihr vor Tagen in den Norden von Alcatraz geflohen. Schon jetzt spürte ich die Einsamkeit, aber dann waren wir in den Wolken, und von Ede war nichts mehr zu sehen.

Jetzt, fünfzehn Jahre später, war ich zurückgekehrt, weil meine Tante gestorben war. Es gab keinen Rauch, keine fanatischen Studenten, die nach Blut und parlamentarischer Vertretung dürsteten und die mit Boden-Luft-Raketen um sich schossen. Nur ich im Hotelzimmer, wo ich tropfnass am Fenster stand, weil man in der infernalischen Hitze nur dann etwas abkühlte, wenn man duschte und das Wasser auf der Haut verdunsten ließ. Ein Fenster ins Nirgendwo. Es ging zur Wand des nächsten Gebäudes, außerdem war es zu dunkel, um irgendwas zu erkennen. Ich in der Unterwelt.

Ich schickte meiner Schwester Lynn in London eine SMS.

*Sicher gelandet. Du hättest kommen sollen, nicht ich.
Ich hasse es hier. Ich geb dir Bescheid, wenn ich bei der
Zeremonie bin. X*

Ihre Antwort kam innerhalb einer halben Minute.

*Du bist ein Yoruba-Mann. Alcacía ist deine Heimat.
England hast du nur gepachtet. Hör auf mit dem
Gejammere, Weston. Ich liebe dich. X*

Ich musste nur zwei Tage überstehen. Achtundvierzig Stunden, dann war ich wieder in London, in meinem richtigen Leben.

Ich konnte die Abreise gar nicht erwarten.

2 Am nächsten Morgen machte ich mich in einem gemieteten Jeep auf den Weg zur Beerdigung. Das Satelliten-Navi benahm sich erratisch, trotzdem verfuhr ich mich im Straßenchaos der Stadt nur dreimal, was ich ziemlich beeindruckend fand. Ich hätte ein Taxi nehmen sollen. Es war ein strahlender Tag mit subtropischem Sonnenschein und so windig, dass ich die Augen zusammenkneifen musste. Am Friedhof betrachtete ich die versammelte Menge. Holzklappstühle waren aufgereiht, manche davon waren leer. Auf einem ganz hinten ließ ich mich nieder. Weil der Boden uneben war und ich auf einer kleinen Erhebung saß, hatte ich einen guten Blick über das Geschehen. Die Gäste ganz in der Nähe starrten mich finster an. Was mich nicht überraschte; entweder

kannten sie mich nicht, oder sie kannten mich und hatten gedacht, ich würde nicht kommen.

Die Beerdigung also, ich erlebte sie so: Damit ich etwas zu tun hatte, während der Prediger seine Trauerrede vortrug, rief ich mir unablässig die Namen von Malaria-Parasiten ins Gedächtnis. Meine Angst vor Malaria war so groß, dass ich vom Proguanil und Mefloquin jeweils die doppelte Dosis genommen hatte. Am Abend zuvor hatte ich im Hotelzimmer Moskitos gejagt und mir zur Abwehr ekelhafte Chemikalien auf die Haut gesprüht.

Die Beerdigung. Die Beerdigung war der Grund, warum ich wieder in meinem Heimatland war. Meine Tante hatte sich um mich gekümmert, als ich klein war, sie hatte mir das Flugticket nach Großbritannien gezahlt und mir einen Neuanfang ermöglicht. Die finanziellen Verbindlichkeiten waren längst getilgt, aber es gab nun mal Schulden, die nicht mit der Kreditkarte zu begleichen waren. Viele Trauergäste hatten sich eingefunden, viele Leute waren aber auch nur hier, weil in den vergangenen Tagen vor dem Haus der Familie drei große Kühe angebunden gewesen waren. Die Aussicht auf was zu essen zog in dieser Gegend die Leute mächtig an.

Die Szenerie: Ede City, Alcacia. Westafrika. Ehemalige britische Kolonie, ehemaliges französisches Protektorat, ehemaliger portugiesischer Handelsposten, jetzt, im vierten Jahrzehnt seiner Unabhängigkeit, das Land meiner genetischen Zulieferer. Mittlerweile bin ich Britin, betrachte mich aber immer noch als Bürger von Alcacia.

Die Beerdigung: tränenreich, ein schrilles, tremulierendes Kreischen mit mächtigen wackelnden, halb

entblößten Brüsten. Sie hatte einen Namen, den kannte ich aber nicht. Sie war eine professionelle Trauernde, die ihr beträchtliches Körpervolumen, ihre willentliche Tränensekretion und ihren einschüchternden Stimmumfang in den Dienst der emotional enhaltsameren Hinterbliebenen stellte. Die geladenen Gäste schlenderten umher und saßen auf Grabsteinen. Manche weinten leise für sich, was für Schwarzafrikaner unüblich war. Wir drücken unsere Emotionen offen aus, machen keinen Hehl aus unseren Gefühlen, kommunizieren sie mit den anderen. Meine Tränen sind größer und besser als die deinen. Ich traure mehr als du. Ich habe sie mehr geliebt als du.

Ich saß abseits der anderen; so war das schon immer gewesen.

Mit der Zeit erkannte ich dieses oder jenes Gesicht von früher. Namen fielen mir nicht ein, also ließ ich weiter den Blick über die Menge schweifen. Träge. Verstohlen sahen sie zu mir, versuchten mich einzuordnen, erkannten mich anhand meiner Kleidung und meines Auftretens als Ausländer. Der Priester kam zum Schluss seines Vortrags, die Trauernde legte jetzt erst richtig los, flehte darum, mit meiner Tante begraben zu werden, die, wenn mich meine Erinnerung nicht täuschte, angesichts dieser mangelnden Selbstbeherrschung die Stirn gerunzelt hätte.

Der Friedhof unterschied sich nicht von denen, die ich aus England kannte. Bis auf die Zäune, die die Grenze zwischen den Toten und den Vorbeieilenden zogen. Vandalismus war so gut wie unbekannt, weil man in Alcacia

eine Heidenangst vor Geistern, Zauberern und anderen übernatürlichen Scheußlichkeiten hatte. Der Zauberweg zum Reichtum bestand darin, sieben Tage und Nächte auf einem Friedhof zu schlafen, nach Ablauf dieser Zeitspanne würde dann ein Dämon erscheinen und der tapferen Seele, die dieses Tabu gebrochen hatte, das Geheimnis grenzenlosen Reichtums offenbaren. Wenn ich an einem Friedhof vorbeikam, fasste ich mir immer an den Kopf, weil ich glaubte, Geister könnten mir durch die Fontanelle die Seele entreißen. Im Ernst, das glaubte ich.

Es summt hinter meinem Ohr, ich klatschte danach, aber nicht zu eifrig; ich wollte nicht allzu sehr als Außenseiter auffallen. In der ganzen Zeit, in der ich nicht da gewesen war, Tag für Tag, hatte ich mir eingeredet, dass McDonald's-Mampfen und eine störungsfreie Stromversorgung mich nicht verändert hätten. Lynn, wesentlich realistischer in ihrer Einschätzung, sagte mir, wir würden nie mehr nach Alcacia zurückgehen, aber der Drang dazu sei typisch für Immigranten, das sei so ein *Nächstes Jahr in Jerusalem*-Ding.

Als ich meinen Namen hörte, blickte ich mich um. Es fällt mir schwer, mich an meine exakte Reaktion zu erinnern, aber ich würde sagen, ich schreckte auf, worauf sogleich zaghafte Angst folgte, die an Panik grenzte. Der Grund: Churchill Okuta. Oder einfach nur: Church. Dieses Grinsen. Direkt aus meinen Albträumen von der weiterführenden Schule. Church war der fieseste Typ, der mir jemals in meinem Leben begegnet war, und das sagte einiges. Er hatte mir als Kind das Leben unerträglich

lich gemacht, jetzt war er hier. Inzwischen war ich an die fünf Zentimeter größer als er, damals hatte er mich weit überragt. Am ersten Tag im Wohnheim war Church mit einem Ledergürtel auf mich losgegangen, um »Regeln und Rangfolge festzulegen«.

Sein Spitzname hatte damals Tippu Tip gelautes nach dem berühmten schwarzen arabischen Sklavenhändler. Sein Zimmer im Wohnheim nannte er Sansibar, und was darin ablief, war ebenso berüchtigt. »Nach Sansibar gehen« wurde an der Schule zum Synonym für Prügel beziehen. Jahre später wurde er der Schule verwiesen, nachdem er einen jüngeren Schüler bewusstlos geschlagen und über Nacht draußen in der Kälte an ein Geländer gefesselt hatte, weil »Hunde im Haus nichts verloren haben«. Der Junge hatte sich dabei eine Kehlkopfverletzung zugezogen und wäre fast an einer Lungenentzündung gestorben.

Jetzt stand er also vor mir, trug ein Hemd mit Kolki-Muster auf dunkelviolettem Grund. Frivol für eine Beerdigung, aber so war Church. In der Millisekunde, bevor wir etwas sagten, ging mir die Frage durch den Kopf, ob wir verwandt waren, Gott behüte. Was sonst hatte Church auf der Beerdigung meiner Tante verloren?

»Du Bastard«, sagte Church. »Seit wann bist du hier?« Breites Grinsen. Churchs Grinsen war verdammt furchterregend, weil er kleine, gleichmäßige, nach innen geneigte Zähne hatte, die an einen Hai erinnerten. Außerdem nannte er mich nicht unbedingt auf eine kumpelhafte Weise »Bastard«.

»Hallo, Church«, sagte ich. »Schön, dich wiederzusehen.«

»Lügner.«

»Wie ist es dir ergangen?«

»Weißt du doch. Ich war hier und dort, hier und dort.«

»Woher kennst du Tante Blossom?«

»Oh, ich kannte sie gar nicht. Ich geh nur gern auf Beerdigungen. Ich lass mir das Essen schmecken.«

Ich grummelte was.

»Was treibst du so? Hab gehört, du wärst nach Amerika gegangen.«

»London.«

»Ja, London. Für uns alles ein und dasselbe. Fort ist fort.«

»Wie wahr.«

»Also, was machst du?«

»Bin bei der Polizei. Bei der Mordkommission der Metropolitan Police.«

»Polizei. So, so.« Völlig sinnlos, diese Antwort. Allmählich machte sich das vertraute Gefühl der Panik breit. Wenn Church auf der Schule damals einen bei einer Lüge ertappen wollte, fing er mit irgendeinem Stuss an, so dass man versucht war, an der eigenen Aussage herumzufrickeln, sie auszuschnücken, was aber nur nahelegte, dass man was zu verbergen hatte und er das ganz genau wusste. Und wenn man dann weiterredete, wenn man ins Stammeln geriet, sich in irgendwelche Einzelheiten verstrickte und man sich in die sprichwörtliche Ecke manövrierte, begann er seinen Gürtel zu lösen.

Meine Antwort war ja durchaus gelogen, aber nur ein